

# *Konturen*

*Das Taschenmagazin*  
*2023/2024*

Robert Fleck  
Claudia Geringer, Ernst Strouhal  
Hans Rudi Fischer  
Martin Schenk  
Michael Vogler  
Marie Jahoda



MAGAZIN  
Edition Konturen

Konturen



# Konturen

Das Taschenmagazin  
2023/2024

Edition Konturen  
Wien · Hamburg

Kostenloses Magazin mit Textauszügen aus neuen und kommenden Büchern. Erhältlich direkt beim Verlag.

Diversität und Gleichbehandlung sind uns sehr wichtig, doch Texte sollen leicht lesbar und gut verständlich sein. Wenn daher häufig entweder die feminine oder die maskuline Schreibweise verwendet wird, meinen diese Begriffe meist alle Geschlechter. Unser Ziel bei dieser Kompromisslösung bleibt immer, deutlich zu machen, dass uns alle Menschen am Herzen liegen.

Copyright © 2023 Edition Konturen  
Mediendesign Hanten & Hauptfeld OG – [www.konturen.cc](http://www.konturen.cc)  
Alle Rechte, insbesondere das des auszugsweisen Abdrucks  
und das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten

Druck: Donau Forum, 1230 Wien  
Printed in Austria

# Inhalt

An die Leser:innen	7
Die Ökobilanz einer Kunstmesse mit weltweiter Ausstrahlung Robert Fleck	9
Ein Erdbeben aus Wien Medienkritik und Satire Claudia Geringer, Ernst Strouhal	19
Ins Dazwischen – eine Ortsbestimmung Hans Rudi Fischer	25
Mein Gesicht verlieren Beschämung als soziale Waffe Martin Schenk	32
Ein Bürgermeister folgt seiner Überzeugung Michael Vogler	42
„Und nichts als die Wahrheit?“ Marie Jahoda	54



Liebe Leserinnen und Leser,

*in unserem Magazin mit Textauszügen aus neuen und kommenden Büchern geht es immer um zentrale Probleme unserer Kultur: um Armut, um Ökologie, um die Rolle der Medien, um den Wechsel zwischen alten und neuen Denkmodellen, um unser Zusammenleben, und um historische Vorbilder und Inspirationsquellen.*

*Das Interesse an unserer Zukunft hat in letzter Zeit glücklicherweise wieder zugenommen. Doch auch die Zweifel an der Demokratie sind gewachsen und damit ihre Gefährdung.*

*Die Edition Konturen möchte zu einem offenen und kreativen Dialog beitragen. Es geht im Grunde darum, dass es schön und wichtig ist, verschiedener Meinung zu sein, um offensive Pluralität, um demokratische Kultur.*

*Wir sind überzeugt, dass die Zeit der Einheitsmeinung vorbei ist.*

*Ihr*

*Georg Hauptfeld*



*Kunstmesse Paris + by Art Basel, Stand der Galerie Kamel Menour, Paris 2022. © Foto: Robert Fleck*

# Die Ökobilanz einer Kunstmesse mit weltweiter Ausstrahlung

Robert Fleck

Betraten Sie je eine Kunstmesse oder Biennale zeitgenössischer Kunst mit weltweiter Beteiligung? Das Herz schlägt höher. Auf vergleichsweise wenigen Quadratmetern sieht man viel gute Kunst, bei den wichtigsten Kunstmesen nochmals bessere als bei den sehr zahlreich gewordenen Biennalen. Seit den 1990er Jahren haben Biennalen zeitgenössischer Kunst und internationale Kunstmesen den Museen und Kunsthallen beziehungsweise ihren Ausstellungen den Rang abgelaufen, was die Information über das Kunstgeschehen, die künstlerische Diskussion und die Aufmerksamkeit des Publikums betrifft. Gegenüber dem traditionellen Museums- und Ausstellungsbetrieb kommt noch eine besondere Note hinzu. Meist sind es große internationale Ereignisse von kurzer Dauer, mit fünf Tagen für eine Kunstmesse und wenigen Wochen und Monaten für eine Kunstbiennale. Dann werden die Zelte wieder abgebrochen, die Messe- und Mehrzweckhallen geräumt. Beide Formate beziehen daraus eine innere Spannung, die nur diesen Ausstellungsformen eignet.

Wer bei einer internationalen Kunstmesse am Stand einer teilnehmenden Galerie gearbeitet hat, kennt das Kribbeln und die Nervosität, die es bei Museumsausstellungen nicht in dieser Form gibt. Man hat die interessantesten Werke aus dem Lager geholt und neue von Künstlerinnen und Künstlern der Galerie erhalten, alle Kunden und Kontakte angesprochen, seien es Privatsammler, Museumsleute oder Kunstvermittler, und man muss an den ersten beiden Tagen die Kosten für die Teilnahme, einen sechsstelligen Betrag, durch den Verkauf von Kunstwerken abdecken. Wenn möglich, will man weit mehr einnehmen, denn die meisten Galerien internationalen Ranges verdienen das Geld, das ihnen erlaubt, weiterzumachen, nicht zuletzt auf den internationalen Messen. Führende Kunstmesen sind in Basel, London, Paris, Madrid, Maastricht, New York, Miami, Los Angeles, Hong Kong, Seoul und Dubai angesiedelt.

Die Biennalen für zeitgenössische Kunst haben sich seit den 1990er Jahren gleichfalls in phänomenaler Weise vermehrt. Zuvor gab es fünf bedeutendere Biennalen, in Venedig seit 1895, in Sao Paulo seit 1951, in Paris von 1959 bis 1986, die Whitney Biennial für amerikanische Kunst in New York und seit 1955 die *documenta* in Kassel, die anfangs alle vier Jahre stattfand und seit 1977 in einem Fünf-

jahresrhythmus abgehalten wird. Ab der zweiten Hälfte der 1990er Jahre waren es plötzlich mehr als 100 und bald mehr als 200 internationale Biennalen in allen Teilen der Welt. Der Ost-West-Konflikt war beendet, der Flugverkehr expandierte in ungeahntem Ausmaß, Transporte wurden durch Container preisgünstig. Dazu kam die erleichterte weltweite Kommunikation per Internet. Man konnte in Istanbul, Sydney, Gwangju, Yokohama, Taipeh, Johannesburg, Dakar, Sharjah, Moskau, Kyiv, Bukarest, Rotterdam, Luxemburg und vielen weiteren Orten Biennalen zeitgenössischer Kunst aufziehen, die ein internationales Echo erzielten und Interessierte von weither anzogen. Der Eindruck, das aktuelle Kunstgeschehen werde nun hier abgebildet und dessen Globalisierung schreite unaufhaltsam voran, hat sich seither noch verstärkt. Deswegen ist die Landschaft der Kunstmessen und der Biennalen zeitgenössischer Kunst so spannend.

Doch betrachten wir einmal die Klimabilanz dieser Form von Präsentationen von Kunst. Jede Biennale ist ein temporäres Museum, das zahlreiche, mehrheitlich internationale Besucherinnen und Besucher anzieht, aber nach vier oder sechs Monaten abgebaut wird, ähnlich wie bei Schaustellerei. Bei Kunstmessen spielt sich das Ganze in einem noch viel kürzeren Zeitraum ab. In 48 Stun-

den ist im Grunde alles gelaufen: Konzeption des Messestands, Kontakt mit potenziellen Käufern per Internet, am Aufbau-tag und dem nachfolgenden VIP-Tag, wenn die wichtigen Sammler anwesend sind, möglichst viel verkaufen zu vergleichsweise hohen Preisen, jedenfalls im fünfstelligen Bereich pro Kunstwerk, in die Kosten kommen und die Ausstrahlung der Galerie bei internationalen Sammlern und Museumsverantwortlichen nochmals erhöhen. In den großen Galerien sind die Galeristen und die auf den Verkauf aktueller Kunst spezialisierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bereits wieder abgereist. Dann erst wird die Messe für das allgemeine Publikum geöffnet.

Wie sieht vor diesem Hintergrund die Klimabilanz einer führenden Messe moderner und zeitgenössischer Kunst aus? Man fällt vom Stuhl. An jeder dieser Messen nehmen etwa 250 Galerien teil, davon ein Drittel oder mehr aus Übersee wie auch bei den internationalen Sammlern. Und obgleich diese Messen im Durchschnitt nur fünf Tage dauern, ziehen sie etwa 100 000 Besucher an, zur Hälfte international, aus anderen Ländern kommend, zu etwa zehn Prozent aus anderen Kontinenten.

Überschlägt man den davon ausgelösten Reiseverkehr, beginnt man die ökologische Kehrseite

des globalisierten Kunstbetriebs zu erahnen. Die 250 Galerien reisen jeweils mit einem Team von fünf bis 15 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an. Das ergibt mehr als 2 000 internationale Reisen für die Galeriemitarbeiter, 4 000 mit Hin- und Rückreise, zu 80 Prozent – auch innerhalb Europas – als Flugreise ausgeführt. Damit sind wir allein auf Galerienebene bei 3 200 Flugreisen. Sie mögen sagen, das ist nicht mehr als an einem mittelgroßen Flughafen in einigen Stunden. Doch dies wird klimarelevante Folgen haben, wenn man das gesamte System der Messen und Biennalen betrachtet und bedenkt, für welchen – etwas absurden – Endzweck das alles insbesondere bei den Kunstmessen stattfindet.

Auf diesen Messen zeigen die Galerien die für Verkauf und Karriereaufbau ihrer Künstlerinnen und Künstler vielversprechendste Kunst, geschätzt pro Galerie 25 großformatige und entsprechend hochpreisige Arbeiten und zahlreiche kleinformatige. Das alles muss natürlich zur Kunstmesse transportiert und anschließend zu den Käufern beziehungsweise zur Galerie zurücktransportiert werden. Das ergibt bei den Großformaten, die Einzelkisten benötigen, 12 500 Transporte pro Messe. Für die Hälfte davon werden Holzkisten oder Aluboxen neu gebaut, die anderen sind aus

dem Bestand oder werden gemietet. Etwa zwei Drittel der Transporte werden mit dem Flugzeug abgewickelt, was mehr als 8 000 Transporte großer Kunstwerke in schweren Kisten per Luftfracht ergibt. Auch hier stimmt auf den ersten Blick der Einwand, das sei nicht einmal ein Tropfen auf den heißen Stein im globalisierten Transportwesen, wo Großraumflugzeuge täglich Früchte und Gemüse zum Verkauf in Supermärkten in Europa und Nordamerika flächendeckend einfliegen.

Das bisher Gesagte betrifft jedoch nur eine einzige Messe zeitgenössischer Kunst. Wenn man bedenkt, dass es seit der Vervielfachung dieser Veröffentlichungsform von Kunst vor 30 Jahren eine stabile Anzahl von etwa 100 internationalen Kunstmessen dieser Art weltweit gibt, jeweils mit breiter internationaler Teilnahme, sind diese Zahlen mehrhundertfach zu multiplizieren. Allein bei den Lufttransporten von großformatigen Werken für Kunstmessen handelt es sich, knapp geschätzt, um 1,3 Millionen Lufttransporte jährlich. Diese Zahlen sind bereits klimarelevant.

Um die nomadische, nur wenige Stunden und Tage betreffende Infrastruktur der teilnehmenden Galerien sicherzustellen, garantieren die Veranstalter – heute durchwegs multinationale Messekonzerne – eine Vollklimatisierung der Messehallen.

Diese wurden in den meisten Fällen für andere Zwecke gebaut, etwa für Warenmessen, die keine Klimatisierung benötigen. Darüber hinaus ist im gesamten Messebereich eine Internetverbindung auf allerhöchstem Niveau erforderlich, da heute Transaktionen im Kunstmarkt von A bis Z darauf basieren. Das gilt unabhängig davon, dass man den Kunden persönlich auf der Messe trifft und es nach wie vor eine ganz besondere Sache ist, den Kauf gemeinsam mit ihm vor dem Kunstwerk abzuschließen. Schon die Bestätigung des Kaufs beziehungsweise die Rechnung wird Minuten später von der Galerie mit einem Anschreiben per Internet aus dem Messestand an die betreffende Person gesandt, die sie wenige Meter weiter auf ihrem Handy liest und auch bezahlt. Zur Ausleuchtung der Messestände in den jeweiligen Hallen, die per se nicht für Präsentation von Kunst gemacht sind, wenn es sich nicht sogar um Zelte auf Wiesen handelt, wird ein Aufwand an Klimatisierung und elektrischem Licht betrieben, der im bestausgestatteten Museum ein unrealisierbarer Traum bleibt. Kurzum: maximaler Stromverbrauch ohne Limit. Die teilnehmenden Galerien finanzieren das über die hohen Standmieten.

Die beeindruckende Infrastruktur der führenden Messen umfasst auch den bestmöglichen

Security-Dienst am Eingang, der innerhalb des Ausstellungsbereichs diskret bleibt, und eine beeindruckende Flotte von Limousinen neuesten Fabrikats. Als VIP-Dienst stehen sie den Sammlern, die Gäste der wichtigen Galerien sind, sowie den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Galerien zu Fahrten von und zum Flughafen, innerhalb der Stadt und auch in weiter entfernte Destinationen jederzeit unentgeltlich zur Verfügung. Auch hier muss man die Klimabilanz der einzelnen Kunstmessen um ein Vielfaches multiplizieren. Nun ist es aber ein Basiswissen von Geografie, Klimaforschung und Ökologie, dass Umweltverschmutzung und CO<sub>2</sub>-Ausstoß, die an einem Ort tolerabel erscheinen, bei einer derartigen Multiplikation, wenn man das gesamte System betrachtet, zu einem relevanten Faktor in den globalen Zusammenhängen wird. Seine Auswirkungen lassen sich nicht im Einzelnen ermitteln, doch es ist klar, dass es sich um eine beachtenswerte Größe im Klimageschehen unserer Epoche handelt.

Bei der Betrachtung einer führenden Kunstmesse noch nicht berücksichtigt sind bisher die etwa 100 000 Besucher, die von ihr angezogen werden, wobei die Eintrittspreise ein Mehrfaches jeglichen Museumsbesuchs betragen. Das Publikum, das Kunst ersten Ranges nicht kaufen,

sondern sehen will – auch die neuesten Tendenzen, und sei es in der Wiederaufwertung von Künstlerinnen und Künstlern, die vielleicht nicht so beachtet waren – kommt von weither und besteht größtenteils aus Kennern. Die führenden Kunstmes- sen entschieden vor mehr als einem Jahrzehnt, das Publikum, das nicht zum Kaufen kommt, durch hohe Eintrittspreise zu begrenzen, damit nicht alles überlaufen ist. Lokale Besucherinnen und Besucher sind damit weitgehend ausgeschlossen. Von den 100 000 Menschen, die dennoch kommen, sind in Basel 80 Prozent aus anderen Ländern eingereist. Das bedeutet in Summe 160 000 Reisen, in Basel mittlerweile überwiegend mit der Bahn. Auch mit kleineren Kunstmes- sen weltweit sind diese Publikumszahlen vergleichbar und deshalb ebenfalls zu vervielfachen.

Es gibt immer alternative Möglichkeiten. Die Lockdowns durch die Covid-Epidemie in den Jahren 2020 und 2021 ergaben einen unerwarteten Präzedenzfall. Die *Art Basel* in Basel fand als erste große Messe noch im Frühjahr 2020 virtuell statt, über interaktive Videoausstellungen im Internet. Und es hat funktioniert! Die Verkäufe erreichten nicht ganz die Summen von 2019, aber sie blieben in einer vergleichbaren Größenordnung. Die teil- nehmenden Galerien hatten wieder die Liquidität,

die einen Galerienkrach wie 1986 und 1991 verhinderte. Das wurde noch im gleichen Jahr von allen großen und kleineren Kunstmessen und den meisten Galerien nachgeahmt. Alles funktionierte weiter per Internet, das zwar auch nicht klimaneutral ist, aber niemand stieg ins Flugzeug, es wurden keine Kunstwerke transportiert und Sammler und Besucher reisten nicht von weither an.

Der Kunstbetrieb wird sich in den kommenden Jahren vielen Fragen stellen müssen. Wie konnte das geschehen? Wie konnte just die zeitgenössische Kunst zu einem nicht zu vernachlässigenden Faktor in der Treibhausfrage werden? Wie schafft die Kunstwelt ihre Selbstbeschränkung? Welche marktführende Galerie publiziert als erste ihre Entscheidung, sich aus Verantwortung für die Zukunft auf ihr Galeriegeschäft zu beschränken, das notwendig, unersetzbar und per Internet ohnedies jeden Tag global ist, und nicht mehr diesen Messezirkus mitzumachen?

Aus: Robert Fleck, Kunst und Ökologie, Edition Konturen, Wien-Hamburg 2023.

# Ein Erdbeben aus Wien Medienkritik und Satire

Claudia Geringer, Ernst Strouhal

Die Glockengasse in der Wiener Leopoldstadt ist eine unscheinbare Verkehrsverbindung. Die Glockengießerei Scheichl, nach der sie ihren Namen hat, gibt es längst nicht mehr, heute befindet sich dort eine bescheidene Tischlerei, ein Künstleratelier an der Ecke zur Rotensterngasse, in dem ab und an kleine Ausstellungen stattfinden, und, eine Seitengasse weiter, auf Nummer 19 ein bekanntes Firmengeschäft für Seilerwaren mit Bindfäden, Garnen, Gürteln und Schnüren in unterschiedlichen Breiten und Stärken.

Der berühmteste Bewohner der Glockengasse hat – erstaunlicherweise – nie gelebt und doch ist er bis heute präsent, und zwar in aller Welt.

Am 22. Februar 1908 erschien in der *Neuen Freien Presse* auf Seite 11 ein Leserbrief, in dem aus der Glockengasse 17 Mitteilung an die Redaktion erstattet wurde. Ein „Zivilingenieur J. Berdach“ berichtete darin wie einige andere Leser:innen von seiner Erdbebenbeobachtung drei Tage zuvor. Just als er gerade „Ihr hochgeschätztes Blatt“ las, verspürte Berdach plötzlich ein

Zittern in der Hand: „Da mir diese Erscheinung von meinem langjährigen Aufenthalt in Bolivia, dem bekannten Erdbebenherd, nur zu vertraut war“, schreibt Berdach, „eilte ich sogleich zu der Bussole, die ich seit jenen Tagen in meinem Hause habe. Meine Ahnung bestätigte sich, aber in einer Weise, die von meinen Beobachtungen seismischer Tatsachen in Bolivia durchaus abwich. Während ich nämlich sonst ein Abschwenken der Nadel nach Westsüdwest wahrnehmen konnte, war diesmal in unzweideutiger Weise eine Tendenz nach Südsüdost feststellbar. Allem Anscheine nach handelte es sich hier um ein sogenanntes tellurisches Erdbeben (im engeren Sinne), das von den kosmischen Beben (im weiteren Sinne) wesentlich verschieden ist.“

Der Unterschied zwischen dem tellurischen und kosmischen Beben besteht, so lässt uns der Briefschreiber wissen, vor allem in der „Variabilität der Eindrucksdichtigkeit“: Bei dieser Art von tellurischen Erdbeben kommt es nach Berdach durchaus vor, „daß jemand, der im Nebenzimmer sich aufhält, nichts von all dem merkt, was sich uns unverkennbar offenbart“. Während seine Kinder im Nebenzimmer nichts vom Erdbeben bemerkten, spürte hingegen seine Frau, so Berdach weiter, deutlich „drei Erschütterungen“.

Den Brief hatte Karl Kraus (1874–1936) verfasst. Die *Neue Freie Presse* war das einflussreichste Medium der Donaumonarchie, ihr Feuilleton war Sprachrohr des liberalen Bildungsbürgertums, besonderer Wert wurde auf Bildung und Kultur sowie auf hohes sprachliches Niveau gelegt, das, so Kraus, keineswegs so hoch war, wie es sich die Zeitung und ihre wirtschaftsliberale, aber wertkonservative Leserschaft einbildete. Die *Neue Freie Presse* und im Besonderen ihr Herausgeber Moriz Benedikt (1849–1920) waren über Jahrzehnte die bevorzugte Zielscheibe von Kraus in der *Fackel*. Die *Presse* war ein würdiger Gegner, publizistische Macht und Medium verschmolzen, unter der Leitung von Benedikt war sie zu einem bedeutenden politischen Faktor in der Monarchie aufgestiegen. Nummer für Nummer überzog Kraus die Artikel der Zeitung in der *Fackel* mit hämischen Kommentaren. Im Gegenzug wurde Kraus in der *Neuen Freien Presse* totgeschwiegen, sein Name durfte nicht genannt werden, die Kritik blieb auf die Reichweite der *Fackel* beschränkt.

Mit seinem fingierten Leserbrief war Kraus auf feindliches Terrain vorgestoßen. In der nächsten Ausgabe der *Fackel* enthüllte Kraus, kaum eine Woche nach Erscheinen des Briefes, seine Urheber-schaft und blamierte in „Das Erdbeben“ das Blatt bis

auf die Knochen. Nicht das beschriebene Erdbeben sei das „Elementarereignis“, das die Welt erschüttert, sondern die den Brief verursachende Dummheit.

„Ihre inneren Wirkungen“, so Kraus, „müssen sich einmal zu einer Katastrophe zusammenballen, die das Antlitz dieser Erde entstellt. Nie zuvor kann es eine Kulturperiode gegeben haben, in der die Menschen, durch Rasse und Religion getrennt, sich mit einer solchen Begeisterung zu dem einigenden Prinzip der Dummheit bekannt hätten.“

Sprachrohr und Echo der allgemeinen Dummheit ist die *Presse* – sie war durch einige andere Interventionen vorgewarnt, aber, so Kraus, „der liebe Leichtsinns will nicht hören, sitzt gemütlich beim Erdbeben, verzeichnet einlaufende Briefe und glaubt, daß das so schön glatt weitergehen wird“. Beim Verfassen des Briefes meldet ein Freund Zweifel an, er glaubt nicht an eine Veröffentlichung des Unsinn, doch: „Ich sagte: Das wird erscheinen. Die ‚Neue Freie Presse‘ wird darüber erfreut sein, unter so vielen Laien endlich einen Fachmann zu Wort kommen zu lassen, der die Bussole zur Hand hat, von einer Variabilität der Eindrucksdichtigkeit spricht und vor allem über die Einteilung in tellurische und kosmische Erdbeben Bescheid weiß.“

Wohl nur ein Bruchteil der Leser:innen der *Neuen Freien Presse* wusste, was eine Bussole ist,

ganz zu schweigen vom schwierigen „tellurisch“. Triumphierend zeigt Kraus im Anschluss, dass der fachmännisch klingende Unsinn nicht aus Unachtsamkeit ins Blatt gerückt worden war. Der Brief war von der Redaktion an mehreren Stellen stilistisch überarbeitet worden. Der Abdruck war somit kein Betriebsunfall, er gehört für Kraus geradezu zum System der Journalistik, der „schwarzen Magie“ und gibt eine „Ahnung von dem, was kommen wird“:

„Der Schwachsinn, der früher nie daran gedacht hätte, aus seinem Privatleben hervorzutreten, hat eine Gelegenheit für die Unsterblichkeit entdeckt, die Banalität wird aus ihrem Versteck gelockt, das Durchschnittsmenschentum im Triumph eingeholt. Eine verzehrende Gier hat sich des Herrn Niemand bemächtigt, genannt zu werden. Tausende umlagern die Redaktion, heben die Hände empor zum Mirakel des lokalen Teils und rufen: Ich auch! Ich auch!“

Das Mitteilungsbedürfnis der Menschen, konstatiert Kraus, wächst „ins Gigantische“, und fragt besorgt: „Wie soll das werden! Was wird geschehen, wenn eines Tages die Stöße so rasch aufeinanderfolgen, daß die Presse nicht mehr nachkommen kann?“

Berdachs Brief war dazu die „fürchterliche Probe“, ein Lackmustest des Satirikers, der mit seinem Spiel und seiner These recht behielt. Wohl bis

zur Gegenwart: Das „Ich auch! Ich auch!“ einer sich in ständiger Erregung befindlichen Leserschaft, die „ihre Meinung“ in unzähligen Postings deponiert, klingt heute durch die digitalen Foren aller Medien; die rezente Massenschlägerei um Sichtbarkeit und Aufmerksamkeit hätte Kraus wohl nicht sonderlich überrascht, ebenso wenig wie der vom späten Jürgen Habermas konstatierte „neue Strukturwandel der Öffentlichkeit“. Auf den digitalen Plattformen der Gegenwart gibt es nichts, was das „Ich auch! Ich auch!“ begrenzt, aber auch kein Halten.

Im Brief aus der Glockengasse sind 1908 bereits alle Ingredienzen der Rezeptur gelungener medienkritischer Poesie enthalten: die Kreation eines glaubhaften Autors, das sprachliche Ausreizen aller Möglichkeiten, die das Medium bietet, und schließlich die Gestaltung der Dramaturgie des Schlussaktes, der Aufdeckung des Spiels. Danach muss sich der Autor aus dem Staub machen und schweigen.

Das Erscheinen des Briefes aus der Glockengasse und seine Enthüllung markiert eine der Geburtsstunden einer subversiven künstlerischen Strategie im 20. Jahrhundert, in der das Medium die Leinwand bildet.

Aus: Claudia Geringer, Ernst Strouhal, Die Phantome des Ingenieur Berdach. Medienkritik und Satire, Edition Konturen, Wien-Hamburg 2023.

## Ins Dazwischen – eine Ortsbestimmung

Hans Rudi Fischer

*„Denn der Fehler liegt im Anfang, und der Anfang, heißt's, ist die Hälfte des Ganzen, so daß also auch ein kleiner Fehler im Beginn entsprechend große Fehler im weiteren Verlaufe zur Folge hat.“* Aristoteles

Vor unserer Reise ins „Dazwischen“ möchte ich einen Blick auf die Landkarte, sprich die Sprache, werfen, mittels der wir uns in der Landschaft orientieren. Wenn wir vom „Dazwischen“ sprechen, verwenden wir das Adverb „dazwischen“ substantivisch und es bekommt die Funktion eines Subjektes, dem Sein und bestimmte Prädikate (Eigenschaften) zu- oder abgesprochen werden können. Das Adverb besteht aus zwei Elementen, dem hinweisenden „da“ (Demonstrativum, auf einen Ort verweisend) und der Präposition „zwischen“. Eine Präposition bestimmt die *Position* bzw. den *Ort*, den ein Gegenstand oder ein Lebewesen in einer Situation einnimmt oder die Richtung des Denkens oder Handelns von Personen. Der semantische Kern des lateinischen *praepositio* kommt im deutschen „Verhältniswort“ zum Ausdruck. Jenes Verhältniswort

„zwischen“ stammt von *zwi*, *zwise*, vom Zahlwort *zwei* ab. So verweist zwischen auf etwas, was sich zwischen *zwei* Elementen oder Polen befindet. Mathematisch lässt sich das als zweistellige Relation ( $aRb$ ) darstellen, wobei sich  $R$  als Relationszeichen zwischen den Zeichen „a“ und „b“ befindet und auf Zeichenebene spiegelt, was mathematisch abgebildet wird. Konkreter wird die semantische Funktion verständlich, wenn wir von „Zwischenmenschlichem“ sprechen und jenes Dazwischen in den Blick kommt, das mit den Begriffen *Verhältnis* oder *Beziehung zwischen* zwei Personen gefasst wird. Ein Verhältnis *zwischen* zwei Personen lässt sich sehr verschieden charakterisieren und ist in der Philosophie (zum Beispiel Freundschaft, Liebe, Bruder/Schwester) ein uraltes Thema. Wie bereits aus der zweistelligen Relation hervorgeht, haben wir immer ein Drittes vor Augen, das nicht auf eines der beiden anderen reduziert werden kann. Ob und wie dieses Dritte ontologisch dingfest zu machen ist, lasse ich hier außer Acht, aber als Gedachtes lässt sich seine Existenz kaum infrage stellen. Um hier eine grammatische Bemerkung zu machen: Wenn ich vom „Dazwischen“ als Ort spreche, möchte ich das metaphorisch, nicht ontologisch verstanden wissen.

Die Präposition wird meist mit lokaler oder temporaler Bedeutung gebraucht. Mit der uns

vertrauten Redewendung *zwischen Tür und Angel* beziehen wir uns auf einen Ort zwischen zwei Räumen oder zwischen innen und außen. Mit dem Zwischen bzw. konkreter, dem *Dazwischen* scheint der Gedanke auf, den wir mit den Begriffen der *Grenze*, der *Trennung* oder der *Unterscheidung* begreifen. Eine Grenze in einem Gebiet trennt (in Landschaft und auf der Landkarte) immer zwei Bereiche voneinander und bestimmt ein Diesseits und ein Jenseits, ein Innerhalb und ein Außerhalb. Die Grenze selbst nimmt jenen prekären Ort ein, den wir *Dazwischen* nennen. In der Mythologie bilden häufig Flüsse (man denke an die Unterweltflüsse Styx, Lethe oder Acheron) jene Grenze, die überschritten/überfahren werden muss, um auf die andere Seite zu gelangen. In dieser Funktion einer zu überschreitenden Grenze wurden Flüsse (auch Brücken, man denke an den Pontifex maximus) in verschiedenen Kulturen zu Symbolen des Übergangs. Architektonisch nehmen Fenster, Türen und Tore jene Position zwischen zwei unterschiedlichen Bereichen ein. Von hier aus ist es nicht weit zum *temporalen* Aspekt des Dazwischens: „Wir treffen uns zwischen 18:30 und 19:00 Uhr an der Hotelrezeption des Grand Hayatt Rio de Janeiro.“ Metaphorisch sprechen wir vom Zeitraum „zwischen den Jahren“, den es kalendarisch gar nicht gibt. Hier

regiert zeitlogisch das Entweder-oder, es darf keine leere Zeit geben. Es „gibt“ nur das neue oder das alte Jahr, das am 31. Dezember, Punkt 24:00 bzw. 00:00 Uhr endet und plötzlich (ohne Zwischenzeit) in das neue Jahr umschlägt. Mit der Redensart „zwischen den Jahren“ ist in der Regel die letzte Woche des alten Jahres gemeint, in der gerne auf das Jahr zurückgeblickt wird und neue Vorsätze für das kommende Jahr gefasst werden. Dass sich menschliches Leben in dieser binären Logik – die auch unsere Chronologie bestimmt – schwer fassen lässt, zeigt sich noch und auch daran, dass mit dem Monatsnamen *Januar* dem Gott des Überganges, des Eingangs und des Ausgangs ein kalendarisches Denkmal gesetzt wurde. Offenbar gab und gibt es in allen Kulturen jenes Bedürfnis (und die jahrtausendealten Übergangsriten geben davon lebendiges Zeugnis), solche *Zeiträume* zu haben, die den Alltag unterbrechen bzw. aufheben. Jener römische Gott, dessen Konterfei die Eingänge/Ausgänge (oder Münzen) schmückte, thront auf der Grenze, das heißt zwischen innen/außen, blickt als zwiespältiger Gott in zwei entgegengesetzte Richtungen, die zeitlich (Gegenwart) und räumlich (im Dazwischen) zu verstehen sind. Insofern verkörpert Janus sowohl ein lokales (auf Türen, Toren) als auch temporales Dazwischen-Sein.



Römische Münze mit Januskopf. Die gleichzeitige Einheit der Zweierheit. Der Zwiespalt, der den einen in zwei Köpfe spaltet, ist kaschiert.

Damit sind die zwei wichtigsten Bedeutungsaspekte von „zwischen“ bzw. „dazwischen“ im Deutschen genannt, wie sie sich auch im Altgriechischen „*metaxy*“ [μεταξύ] finden. Das Wort wird ähnlich wie im Deutschen als Adverb, Präposition oder als Nomen verwendet. *Metaxy* verweist auf das, was räumlich oder zeitlich dazwischen bzw. in der Mitte liegt oder geschieht (wie „dazwischenreden“). Im Griechischen wird der hier entscheidende Aspekt durch die Präposition *meta* ausgedrückt, die facettenreich nicht nur für *inmitten*, *zwischen* oder *unter* stehen kann und mit *mesos* (Mitte) verwandt ist, sondern in Komposita die *Veränderung* bzw. *den Übergang* von etwas artikuliert.

Die wesentlichen Konnotationen, die ein Dazwischen bzw. *metaxy* haben, sind das Aufweichen der Polarität des Entweder-oders, damit einhergehend das Überschreiten bzw. Verletzen einer (gesetzten bzw. gedachten) Grenze.

Die Frage, was Wirklichkeit, was Fiktion oder Phantasie ist, ist uralte und eine genuin philosophi-

sche – denn sie stellt sich in der Welt alltäglichen Handelns nicht. Wenn wir uns aber einen Moment zurücklehnen und auf der inneren Bühne unsere *Vorstellung* von diesem Dualismus betrachten, sind wir längst im Kino. Anhand eines Filmes von Woody Allen möchte ich den Gedankengang illustrieren, der nachfragt, was passiert, wenn eine fiktive Figur die Grenzen der Erzählwelt überschreitet und aus oder in die Welt des Erzählers (im Film des Betrachters) tritt und der Erzähler bzw. Betrachter selbst Betrachtetes ist. Der Film „Purple Rose of Cairo“ (Woody Allen, 1985) handelt von dem Film *Purple Rose of Cairo*. Die Komödie spielt in den USA in den 1930er Jahren zur Zeit der Großen Depression. Die Kellnerin Cecilia flüchtet zeitweise aus einer unglücklichen Ehe ins Kino. Regelmäßig besucht sie denselben Film *Purple Rose of Cairo*, weil ihr der Hauptdarsteller so gut gefällt. Allen nimmt implizit den Pygmalion-Mythos auf und spielt mit den Paradoxien der Selbstreferenz. Dabei vermischt er systematisch jene Ebenen, die das dualistische Denken scheinbar so schön zu trennen weiß, und unternimmt in seinem Medium (Film, bewegte Bilder) das, was René Magritte in seinem Medium (gemaltes Bild) vollzieht, nämlich im eigenen Medium nach den Möglichkeiten der Repräsentation von Repräsentation, zu Deutsch: nach der

Vorstellung von Vorstellung zu fragen. Bevor ich das Thema auf eine abstraktere Ebene hebe, hier vier Stills aus dem Film, die zeigen, wie der Film *im Film* die Grenze zwischen Wirklichkeit/Realität und Fiktion/Film aufhebt.



Still 1: Tom Baxter (Hauptrolle) spricht Cecilia, die im Kinosaal sitzt, aus der Leinwand heraus an. Kamera zeigt Zuschauer beim Zuschauen des Films „Purple Rose of Cairo“ im Film Purple Rose of Cairo.



Still 2: Cecilia im Kinosaal fühlt sich von Baxter angesprochen.



Still 3: Baxter durchbricht den fiktionalen Binnenraum (4. Wand, repräsentiert durch die Leinwand) und tritt in die Realität des Kinosaals (Fiktion der Fiktion) hinüber. Allens erste filmische Metalepsis.



Still 4: Baxter trifft Cecilia, die seinetwegen häufig den Film besucht, im Kinosaal. Zwischen Film (Fiktion) und Realität (Kinosaal) wird ein Medium, ein Dazwischen geschaffen: Fiktion begegnet Realität im Film/Fiktion.

*Stills aus Woody Allens Purple Rose of Cairo. Metalepse im Film.*

Aus: Hans Rudi Fischer, Ins Dazwischen. Expedition in das Krisengebiet der Vernunft, Edition Konturen, Wien–Hamburg 2023.

# Mein Gesicht verlieren. Beschämung als soziale Waffe

Martin Schenk

„Es ist einfach demütigend. Am Magistrat hat eine Sachbearbeiterin zu mir gesagt: ‚Warum suchen Sie sich keinen Mann, der Sie erhält?‘“ Das erzählt Christine, die von vielen Berg- und Talfahrten aus ihrem Leben berichten kann.

Wir wissen, jeder Dritte holt die Mindestsicherung nicht ab. Einer der Gründe: Soziale Scham. Eine Bedrohung, die leicht in der Luft, aber schwer auf Körper und Geist liegt. Soziale Scham ist nicht bloß ein harmloses persönliches Gefühl. Beschämung ist eine soziale Waffe. Der jeweils Mächtigeren. Ich werde zum Objekt des Blickes anderer gemacht. Andere bestimmen, wie ich mich zu sehen habe. Das ist ein massiver Eingriff in die Integrität einer Person. Betroffene fürchten in diesen Augenblicken ihr Gesicht zu verlieren und wissen ihr Ansehen bedroht. Man möchte im Erdboden versinken. Unsichtbar sein. Scham ist die große Begleiterin von Armut und mit der Frage des Blickes direkt verbunden. Adam Smith hat das bereits 1776 in seinem Klassiker „Der Reichtum der Nationen“ festgehalten: Arm ist, „being unable

to appear in public without shame“. Es geht um die Freiheit, über die eigene Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit verfügen zu können. Beschämung ist eine Frage des Blickes und des Ansehens. Für den Philosophen Philip Pettit heißt deswegen auch „gerechte Freiheit“, anderen auf Augenhöhe zu begegnen. Er schlägt hier den „Blickwechsel-Test“ vor: sich ohne Grund zur Angst oder Ergebenheit in die Augen schauen zu können.

Scham kann bei sozial Benachteiligten auch eine brüchige Form des Selbstschutzes sein. Menschen am finanziellen Rand versuchen, solange es ihnen möglich ist, die Normalität nach außen aufrecht zu erhalten. Die Kinder sollen mit den anderen mitkönnen, die Nachbarn brauchen sich nicht den Mund zu zerreißen. Es ist eine Form der Selbstachtung, ein Selbstschutz, das Gesicht vor den anderen nicht zu verlieren. Erst wenn die Scham weg ist, bricht der Mensch. Bei Wohnungslosen ist es ein großer Schritt, wenn sie sich wieder pflegen, duschen, auf ihr Äußeres schauen können.

Beschämung hält Menschen klein. Sie rechtfertigt die Bloßstellung und Demütigung als von den Beschämten selbst verschuldet. Das ist das Tückische daran. „Soziale Scham fordert zu ihrer eigenen Moralisierung auf, um eine Erklärung für den Sinn der Verletzung zu ergründen, die man

zuvor erfahren hat“, so der Soziologe Sighard Neckel. Damit der Akt der Beschämung seinen Zweck erreicht, muss für den beschämenden Mangel die Verantwortlichkeit auf die beschämte Person selbst übertragen werden. „Meine Scham ist ein Geständnis“, formulierte Jean Paul Sartre. Er beschrieb, dass Beschämung darauf beruhe, den anderen zum Objekt der eigenen Freiheit zu machen, der damit im gleichen Maße Freiheit und Autonomie verliert.

„Es ist auch die ganze existenzielle Bedrohung, nie wissen, was entscheidet die Regierung, mich nicht mehr wehren können, weil ich nicht gesund werde, ich bin da komplett angewiesen“, das erzählt Christine angesichts der aktuellen Sozialkürzungen im untersten Netz. Wäre die Inanspruchnahme der Mindestsicherung „vollständig“, würde die Armutsgefährdung in Österreich um fast 1 % sinken, das hieße 60.000 Menschen weniger in Armut. Die Studie des Europäischen Zentrums für Sozialforschung zeigt auch, was den Unterschied macht, was die Inanspruchnahme erhöht: Rechtssicherheit, Verfahrensqualität, Anonymität, bürgerfreundlicher Vollzug, Verständlichkeit, Information und De-Stigmatisierung der Leistung. Die Einführung der Mindestsicherung hat zu einem deutlichen Rückgang der Nichtin-

anspruchnahme geführt. So haben 2009 114.000 Haushalte (51 %) trotz Berechtigung Sozialhilfe nicht in Anspruch genommen. Mit Einführung der Mindestsicherung sank dieser Wert bis 2015 auf 73.000 (30 %).

### *Achtung! Bedrohung durch Beschämung*

Auf einem Dorfplatz, spät nachmittags. Eine Kinderschar sitzt am Boden über Papier gebeugt, rechnet, zeichnet und schreibt. Zwei Frauen haben den Kindern, die sowohl aus einer höheren wie aus einer niederen indischen Kaste kommen, Aufgaben vorgelegt. Das Kastensystem ist trotz gesetzlicher Verbote noch immer kulturell stark wirksam. Später werden die beiden Weltbank-Ökonominnen Karla Hoff und Priyanka Pandey die Ergebnisse dieses ungewöhnlichen Feldversuches veröffentlichen. In einem ersten Durchgang schnitten die Kinder aus den niederen Kasten leicht besser ab als die aus den höheren. Niemand wusste, wer welcher Kaste angehört. Dann wiederholte man das Experiment. Zuerst mussten die Kinder vortreten, sich mit Namen, Dorf und Kastenzugehörigkeit vorstellen, dann durften sie die Aufgaben lösen. Das Ergebnis: Die Leistungen der Kinder aus den unteren Kasten waren deutlich schlechter. Dieser Effekt wurde in den USA und in Europa bestätigt.

Wenn man eine Gruppe verletzlich macht mit dem Blick der Verachtung, dann bleibt das nicht ohne Wirkung. Wer damit rechnet, als unterlegen zu gelten, bringt schlechtere Leistungen. „Stereotype threat“ wird dieser Effekt genannt, Bedrohung durch Beschämung. Umgedreht heißt das, dass die besten Entwicklungsvoraussetzungen in einem anerkennenden Umfeld zu finden sind, dort wo wir an unseren Erfolg glauben dürfen. Zukunft gibt es, wo wir an unsere Fähigkeiten glauben dürfen. Weil andere an uns glauben. Wo ich meinem Können traue, dort gibt es auch welche, die mir etwas zu-trauen. Statusangst und mangelnde Achtung sind auch Lern- und Leistungshemmer.

Lebensmittel sind etwas zum Essen. Es gibt aber auch Lebensmittel, die wir nicht essen können und trotzdem zum Leben brauchen. Besonders Menschen, die es schwer haben, sind darauf angewiesen. Die Resilienzforschung, die sich damit beschäftigt, was Menschen „widerstandsfähig“ macht, gerade in schwierigen und belastenden Situationen, hat eine Reihe von solch stärkenden Faktoren gefunden.

Es sind vor allem drei „Lebens-Mittel“, die stärken: Erstens ist da Freundschaft. Soziale Netze, tragfähige Beziehungen stärken. Das Gegenteil schwächt: Einsamkeit und Isolation.

Das zweite Lebensmittel ist Selbstwirksamkeit. Das meint, dass ich das Steuerrad für mein eigenes Leben in Händen halte. Das Gegenteil davon ist Ohnmacht; sie schwächt. Kann man selbst noch irgendetwas bewirken, ergibt Handeln einen Sinn? Wenn wir von Prekarisierung sprechen, dann heißt „prekär“ ja wörtlich nicht nur „unsicher“, sondern lateinisch eigentlich „auf Widerruf gewährt“, „auf Bitten erlangt“. Da steckt der geringe Umfang an Kontrolle und Handlungsspielräumen bereits im Begriff.

Das dritte Lebensmittel ist Anerkennung. Achtung und Respekt stärken. Das Gegenteil ist Beschämung. Das wirkt wie Gift. Sie strengen sich voll an, und kriegen nichts heraus. Der belastende Alltag am finanziellen Limit bringt keine „Belohnungen“ wie besseres Einkommen, Anerkennung, Unterstützung oder sozialen Aufstieg. Eher im Gegenteil, der aktuelle Status droht stets verlustig zu gehen. Dieser schlechte Stress, der in einer solchen „Gratifikationskrisen“ entsteht, wirkt besonders dort, wo man nichts verdient und nichts zu reden hat. Dauern diese Ohnmachtserfahrungen an, lernen wir Hilflosigkeit: Lass mich erleben, dass ich nichts bewirken kann. Wer feststellt, dass er trotz aller Anstrengungen nichts erreichen kann, der wird früher oder später resignieren und

aufgeben. Der Giftcocktail besteht aus drei Zutaten: aus hoher Anforderung, niedriger Kontrolle und niedriger Anerkennung. Das ist wie Vollgas bei angezogener Handbremse fahren. Zentral ist immer die Verletzung sozialer Gegenseitigkeit.

Diese „Lebensmittel“ sind nicht nur individuell zu deuten, sondern sie sind auch Anfragen an unsere Institutionen: Schule, Sozialamt, AMS, Gesundheitseinrichtung etc. Sind dort die stärkenden Lebensmittel erfahrbar – oder werden Menschen an diesen Orten weiter geschwächt?

### *Demütigung geht unter die Haut*

Ökonomische Benachteiligung führt zu erhöhtem emotionalen Stressaufkommen. Abwertung kränkt die Seele und den Körper. Demütigung geht unter die Haut: Die stärksten Wirkungen äußern sich in erhöhtem Stress und höheren Raten psychischer Erkrankungen. Die stärksten Zusammenhänge finden sich mit Bluthochdruck und Herzerkrankungen. Beschämung schneidet ins Herz. Je öfter, je länger und je stärker die Verachtung, desto schädlicher für die Gesundheit. Die Bedrohung des eigenen Ansehens ist eine starke negative Stressquelle. Dauert der schlechte Stress an, entgleist der Cortisol- und der Adrenalin-Spiegel. Da gibt es einerseits die schnelle Achse über die

Nervenbahnen bis zum Nebennierenmark, das mit dem Hormon Adrenalin verbunden ist. Und dann gibt es die langsamere Bahn über den Hypothalamus im Gehirn bis zur Nebennierenrinde, das mit dem Kortisol verquickt ist. Der entgleiste Kortisolhaushalt schwächt das Immunsystem, erhöht Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Depressionen. Gefühle wie Ohnmacht, Scham oder Hilflosigkeit haben unmittelbare körperliche Folgen. Andauernder schlechter Stress geht unter die Haut.

Anerkennung müsste ja eigentlich unbegrenzt vorhanden sein. Ist sie aber nicht, sie wird wie Geld zu einem knappen Gut, das sich nach dem sozialen Status und der sozialen Hierarchie in einer Gesellschaft verteilt.

### *Parlament der Unsichtbaren*

Der Blickwinkel entscheidet. Wer bleibt unsichtbar, wer bekommt die Deutungsmacht?

Der Demokratietheoretiker Pierre Rosanvallon argumentiert, dass „nicht wahrgenommen“ werden „ausgeschlossen sein“ bedeutet. Deshalb sei heute die Sehnsucht nach einer gerechten Gesellschaft verbunden mit dem Wunsch nach Anerkennung. Und genau hier müsse eine Erneuerung der Demokratie ansetzen: Bei jenen, deren Leben im Dunkeln bleibt, die nicht repräsentiert werden, die

nicht sichtbar sind. In Paris gründete Rosanvalon ein „Parlament der Unsichtbaren“, das dazu dient, all die Geschichten und Lebensbiografien von Menschen zu erzählen, die sonst im Dunkeln geblieben wären: Von Jugendlichen, die es schwer haben, von Arbeiterinnen im Niedriglohnsektor, vom alten Mann auf dem Land. Die Unsichtbarkeit weist auf zwei Phänomene, einerseits auf das Vergessen, die Zurückweisung und die Vernachlässigung, andererseits auf die Unlesbarkeit der Verhältnisse. Für viele ist es schwierig geworden, die Gesellschaft noch zu lesen und sich selbst mittendrin. Das Projekt will dem Bedürfnis nach Erzählung der „gewöhnlichen“ Lebensgeschichten, dem Anhören der ungehörten Stimmen und der Beachtung der alltäglichen Sehnsüchte nachgehen. „Es untergräbt die Demokratie, wenn die vielen leisen Stimmen ungehört bleiben, die ganz gewöhnlichen Existenzen vernachlässigt und die scheinbar banalen Lebensläufe missachtet werden.“

Wer das Wort ergreift, hat etwas zu erzählen. Wer jemand ist oder war, können wir nur erfahren, wenn wir die Geschichte hören, deren Held er oder sie ist. Das Wort zu ergreifen, heißt nicht fürsprechen, sondern selbst sprechen. Wenn Ausgeschlossene die eigene Lebenswelt sichtbar machen, schaffen sie einen Ort, von dem aus sie sprechen

können. Der Vorhang öffnet sich zu einer Bühne, auf der die eigene Geschichte eine eigene Deutung – und zugleich Bedeutung – erfährt. Das Unspektakuläre des eigenen Lebens bekommt eine Bühne und wird besonders. Die das Wort ergreifen, können zur Sprache bringen, wer sie sind – und wer sie sein können.

Mit der Entscheidung, im Armen keine verachtenswerte oder zu bemitleidende Person zu sehen, hat der Soziologe Georg Simmel vor hundert Jahren einen entscheidenden Fortschritt im Reden und Denken über arme Leute erzielt. „Jedes Verteilungssystem, das Personen voraussetzt, die als arm definiert sind, tendiert dazu, Einfluss auf die Selbstachtung und Fremdeinschätzung der abhängigen Person zu nehmen“, konstatiert Wirtschaftsnobelpreisträger Amartya Sen, Ökonom und Ethiker. Wenn Gnaden- und Almosenblick beherrschend sind, verwandelt es Bürger mit sozialen Rechten in bittstellende Untertanen. Christine sagt es so: „Dass ich jetzt nicht mehr wo hingehen muss für eine Beihilfe, für eine Unterstützung, nicht mehr Betteln oder Ansuchen zu müssen, das ist sehr viel wert. Das stärkt das Selbstwertgefühl unheimlich.“

Aus: Martin Schenk, Armut [Arbeitstitel], Edition Konturen, Wien-Hamburg 2024.

# Ein Bürgermeister folgt seiner Überzeugung

Michael Vogler

„Aufgabe der Politik ist es, Menschen zusammenzuführen!“ So erläutert Bürgermeister Peter Eisenschenk seine Aufgabe als Politiker. Ein Jahrzehnt, nachdem er in dieses Amt gewählt worden war, rief er in seiner Ansprache zum Neujahr 2018 die „Stadt des Miteinanders“ aus. Dorthin sollte sich die Stadt entwickeln und Miteinander und Gemeinsinn sollten zu einem Charakteristikum seiner Stadt werden. Allen Widrigkeiten zum trotz blieb er diesem eingeschlagenen Weg treu.

So begann eine sehr erfolgreiche Reise, die von manchen Abenteuern begleitet war. Eine Initiative entstand, deren Aufgabe es ist, diesen Gedanken mit viel Energie in die Wirklichkeit zu bringen. Der Beginn dieser Arbeit kann beschrieben werden als behutsames Voran-Tasten in unbekanntes Gelände. Vorbilder gab es kaum. So musste unterwegs gelernt werden, wie man die Idee auf den Boden und in die Wirklichkeit bringen kann. Aus jedem einzelnen Schritt wurde gelernt. Nach und nach, Schritt für Schritt stellten sich Erfolge ein.

Fünf Jahre später erfreut sich das niederösterreichische Tulln einer Vielzahl von Teil-Initiativen

und gemeinschaftsfördernden Begleitformaten. Sie alle trugen dazu bei, dass sich das Leben in der Stadt angenehmer gestaltet. In den Straßen und Gassen der Stadt hat sich der ‚Grad des Lächelns‘ merklich erhöht.

Neben vielen Teilinitiativen (sie reichen von einer Vielzahl von Gassenfesten bis hin zu kostenfreien Beratungsstunden der in der Stadt ansässigen Anwälte, von Programmen zum Kennenlernen der Betriebe, Vereine und sonstigen Aktivitäten der Stadt bis zu Angeboten für gemeinsames Garteln und Wandern usw.) entstanden unter dem Dach der „Stadt des Miteinanders“ einige Initiativen, die völlig eigenständig richtungsweisende Zugänge und Wege entwickelt haben.

Dazu gehören die „Spirituellen Brückenbauer“. Das ist ein freundschaftlicher Zusammenschluss der Vertreter aller großen Religionen in Tulln. Die Kleriker der katholischen und der evangelischen Kirche sind hier ebenso vertreten wie der orthodoxe Pfarrer und der Imam von Tulln. Sie alle entwickeln miteinander gemeinschaftsfördernde Projekte über die Grenzen der einzelnen Religionen hinaus.

Ferner gehört auch ein wunderbar funktionierendes „Reparaturcafé“ in die Kategorie gemeinschaftlicher Entwicklungsprojekte. Dort fand sich eine Gruppe von Technikern, Handwerkern und

erfahrenen Heimwerkern, die allen Bürgern der Stadt ihre Dienste einmal im Monat zur Verfügung stellen. In Gesprächen und bei Kaffee und Kuchen lernt man sich dort kennen.

Eine weitere Grippe in dieser Kategorie ist das „Erzählcafé“. Jeweils einem anderen Thema folgend, tauschen die Teilnehmer dort Erfahrungen und Lebensgeschichten aus. Nicht selten stellen sie dabei fest, wie sehr ihre Geschichten denen von anderen ähneln. Das ist nicht nur in vielen Fällen hilfreich. Es fördert auch Nähe und Zusammengehörigkeit.

Schließlich gehört auch eine Gruppe dazu, die sich „Alte Elefanten“ nennt. Sie besteht vornehmlich aus Jungpensionisten. Auch sie haben einen eigenständigen Zugang zu einem der wichtigsten Zukunftsthemen der Gesellschaft gefunden: das Verhältnis der Generationen zueinander. Sie verstehen sich als „Agenten der Zuversicht“ und haben sich zum Ziel gesetzt, Junge zu unterstützen. Untersuchungen zeigen, dass etwa zwei Drittel aller Jugendlichen von Befürchtungen und Ängsten geplagt sind. Wie, so die „alten Elefanten“, soll man mit Angst eine Zukunft bauen können? Deshalb entwickeln sie Programme, um Jüngeren das Finden von Perspektiven zu erleichtern.

Besonders schön ist, dass mittlerweile Menschen aus dem weiten Umkreis gerne in die Stadt kommen und ihre Anerkennung aussprechen, weil man hier „so freundlich aufgenommen wird“. Hin und wieder kommt es zu deutlichen Bestätigungen. So erzählt eine gehbehinderte Frau, dass sie ganz bewusst immer wieder aus Wien nach Tulln fährt, weil „die Menschen hier besonders zuvorkommend sind“. Das würde man bereits am Bahnhof sofort bemerken.

All das ist die Folge einer inneren Einstellung, die sich bei Peter Eisenschenk bereits in der Jugendzeit entwickelt hatte.

Eine Stadt, so seine Erfahrung, wird vor allem durch die Qualität der Begegnungen lebenswert, die sich zwischen den Bürgern abspielen. Erst diese Qualität macht es aus, dass Menschen gerne hier wohnen und leben. Neben aller notwendigen Infrastruktur braucht es vor allem Orte, wo sich greifbar Lebensgefühl abspielt. Dazu ist es notwendig, dass Menschen sich nahekomen, einander vertrauen und Gemeinsinn entwickeln.

Das hat auch politische Auswirkungen. Denn nichts stabilisiert eine Gesellschaft besser als ein gutes soziales Klima. Gerade in Zeiten der Unsicherheit ist das besonders wichtig, so Peter Eisenschenk. Denn wer sich in einer Gemeinschaft

aufgehoben fühlt und nicht alleine gelassen ist, der neigt automatisch zu einer positiveren Weltsicht. Wer sich freundlich und friedlich begegnet, beteiligt sich auch eher aktiv am Leben in der Gemeinschaft und isoliert sich nicht. Das Leben in einer solchen Stadt ist nicht nur freundlicher, es ist auch kreativer. Wenn Menschen ihre Nachbarschaft kennen und dort auf wechselseitige Unterstützung stoßen, bleibt niemand allein. Das wirkt nicht zuletzt auch den Spaltungstendenzen entgegen, mit denen die politischen Ränder ihr Geschäft machen.

*Der Orientierungsverlust schafft Raum für neues Miteinander*

Wir leben in einer seltsamen und verwirrenden Welt, in der sich der althergebrachte und scheinbar gut gefügte Wertekanon unserer Gesellschaft aufzulösen scheint. In einem historischen Prozess hat sich eine Wirtschaftsordnung etabliert, die auf maximalem Verbrauch von Ressourcen aufbaut und dabei in Kauf nimmt, die Umwelt zu zerstören und radikale Ungleichheit zu erzeugen.

„Ein jahrhundertlang gültiges Wertesystem wurde grundlegend uminterpretiert, oder genauer: in sein Gegenteil verkehrt. Waren Habsucht, Gier und Maßlosigkeit zuvor Laster, so wurden sie

zu wohlstandsfördernden Tugenden erhoben“, schreibt etwa Meinhard Miegel in „Hybris. Die überforderte Gesellschaft“.<sup>1</sup>

Die Ökonomie ist aber bei Weitem nicht das einzige Feld, das sich zu verflüssigen scheint. Tief verankerte Glaubenssätze, die der Gesellschaft Stabilität verliehen, werden immer schwächer oder laufen anscheinend Gefahr, sich ganz aufzulösen. Dazu gehören der Glaube daran, dass sich Vernunft immer durchsetzen würde, ebenso wie die früher nahezu unerschütterliche Überzeugung, dass auch die Demokratie letztlich geradezu unzerstörbar sei und die Richtung der Entwicklung des Wohlstandes immer nach oben zeigen würde. Hinzu kommt noch der Glaube an die grundsätzliche Universalität von Menschenrechten, Bildung, Humanität.

Für manche Ältere, deren Schulzeit noch vom alten, relativ stabilen Wertesystem geprägt war, fühlt sich das an, als ob der geistigen Wohnung, in der sie ihr Leben verbracht haben, auf einmal die Wände wegbrechen würden. Jüngere wiederum tun sich in diesem Umbruch schwer, Perspektiven zu entwickeln in einer Welt, die ihnen kaum mentalen Halt bietet.

1 Meinhard Miegel, „Hybris. Die überforderte Gesellschaft“, Berlin 2014, S. 15.

Es gibt unterschiedliche Ansätze dazu, wie es zu diesem Weltbild kam. Meinhard Miegel etwa meint, dass es mit der Reformation begann, während ich eher mit Marianne Gronemeyer<sup>2</sup> übereinstimme und den Ursprung in der Folge der Pest sehe. Immerhin war dieses Ereignis vor sieben Jahrhunderten so einschneidend, dass es die damals bestehende gesellschaftliche Ordnung auf den Kopf stellte und eine Korrektur des gesamten zuvor gültigen abendländischen Weltbildes erforderlich machte.<sup>3</sup> Wie dem auch sei, klar ist, dass ein mehrere Jahrhunderte altes und stark verfestigtes Verständnis der Welt nicht mehr aufrechterhalten lässt.

Diese Situation führt den Philosophen Michael Andrick zum Befund, dass es immer schwieriger wird, Erfolge nicht nur zu feiern, sondern sie auch zu empfinden. Denn um einen Erfolg auch als solchen empfinden zu können, braucht es ein halbwegs stabiles Rahmensystem. Wenn dieses nur noch an der Höhe der Gehaltsüberweisung gemessen wird, stellt sich irgendwann das Gefühl von Leere ein und es stellt sich die Frage, wozu das Ganze denn gut sein soll. Wenn der Sinn dessen, was man tut, verloren geht, dann verschwindet

2 Marianne Gronemeyer, „Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit“. Darmstadt, 1993, S. 10.

3 Michael Vogler, „Meisterhaft führen. Führungsenergie entwickeln – Gemeinamkeit gestalten“. München, 2012, S. 18 ff.

auch der Maßstab, an dem er gemessen werden kann. „Erfolgsleere“<sup>4</sup> nennt er das.

Der österreichische Theologe Paul Michael Zulehner sieht das grundsätzlich ähnlich. „Der Welt geht die Hoffnung aus ... Wenn die Hoffnung weg ist, fällt auch das Engagement weg“, meinte er in einem Radiointerview<sup>5</sup>.

Aber er deutet auch den Ausweg an.

Zunächst müsse man die Situation akzeptieren, wie sie nun einmal ist, auch wenn das schmerzlich sei. Den Herausforderungen der Zeit gegenüber dürfe man die Augen nicht verschließen. Die viel zu einfachen herkömmlichen Angebote für Auswege, die an vielen Stellen beobachtbar sind, führen abwärts in die Sektiererei und Spaltung.

Will man etwas ändern und den Weg in eine konstruktive Zukunft ebnen, dann müsse man alle erreichbaren Hoffnungsreserven aktivieren. Denn alle Menschen sehnen sich nach Frieden, Gerechtigkeit und Stabilität. Deshalb brauchen wir Persönlichkeiten und Initiativen, die trotz allem noch in der Lage sind, ein Apfelbäumchen zu pflanzen und sich auf die Äpfel zu freuen. Wir brauchen „Agenten der Hoffnung“, meint Zulehner. Menschen also, welche die Situation klar erkennen,

4 Michael Andrick, „Erfolgsleere. Philosophie der Arbeitswelt“.

5 Radio Ö1, Mittagsjournal, 3. 8. 23.

aber dennoch nicht aufgeben, Verantwortung dafür zu übernehmen, Fenster zu öffnen und das Licht einer guten Zukunft hereinströmen lassen.

### *Fünf Jahre „Stadt des Miteinanders“*

In der gemeinsamen Arbeit an der „Stadt des Miteinanders“ bildeten sich Prinzipien heraus, die grundlegend für den Erfolg wurden. Eines dieser Prinzipien – vielleicht das für diesen Prozess wirkmächtigste Prinzip – war unsere Auffassung, dass Stärken zu stärken sind. Bestätigung und Anerkennung sind die Mittel dazu.

Stärken zu stärken bedeutet, den inneren Radar auf das Potenzial zu richten, das in Gedanken und Vorschlägen anderer zu finden ist und diese Qualität anzuerkennen.

Allmählich verinnerlichten alle Beteiligten die gemeinsame Aufgabe, die Stadt zu einem angenehmen und lebenswerten Ort zu machen. Das gelang durch Zuhören, durch den Aufbau von Beziehungen und Brücken zwischen Menschen und Institutionen. Jetzt, fünf Jahre später, sehen wir, wie erfolgreich dieser Weg gewesen ist.

Es war überraschend zu erleben, wie viele Bürger von sich aus Engagement anboten und konstruktive Ideen mitbrachten. Wir konnten erleben, wie viel verborgene Kraft und Bereitschaft in der

Bürgerschaft schlummert und wie diese Energie zum Vorschein kommt, sobald der Rahmen stärkend wirkt. Ihrer Energie ist es auch zu verdanken, dass während der Corona-Lockdowns keine einzige Teilinitiative und kein einziges Format verloren ging. Im Gegenteil, in dieser Zeit wuchs die Initiative sogar!

Es war und ist beglückend, das zu sehen, zu erleben und dabei sein zu dürfen!

Es gibt auch anderswo viele gute Initiativen  
Eigentlich hätte ich ein Buch darüber schreiben wollen, wie wir in Tulln vorgegangen sind, was wir erreicht und wie wir das gemacht haben. Tatsächlich kann sich unser Ergebnis sehen lassen. Es braucht keinen Vergleich zu scheuen und wir sind stolz darauf. Wir haben es gewagt, Neuland zu betreten und in einigen Fällen völlig innovative Wege entwickelt. Bei einigen unserer Aktivitäten sind uns wahre Entdeckungen gelungen. Natürlich gab es auch Probleme. Wir mussten öfter noch einmal von vorne zu denken beginnen. Wir empfanden das nicht als Scheitern, sondern nahmen es zum Anlass, um innovative Zugänge und Theorien zu entwickeln. Dann stellten wir fest, dass die viel besser funktionieren, als alles, was wir kannten.

All das sollte das Zentrum des ursprünglichen Buchkonzeptes bilden. Aber als ich mit den

Recherchen begann, entdeckte ich, dass wir nicht alleine sind und dass es viele bewundernswerte und erfolgreiche Initiativen in anderen Städten und Gemeinden gibt. Ich rief Bürgermeister und andere Verantwortliche an und erfuhr dadurch viel über Erfolge und auch über das Scheitern mancher Aktivitäten.

So änderte ich meinen ursprünglichen Plan und erweiterte das Konzept des Buches. Zwar gleichen Gemeinden und Städte einander nicht im Detail und was an einem Ort erfolgreich gewesen ist, muss woanders noch lange nicht für alle zum gleichen Ergebnis führen. Aber es zeigte sich, dass alle erfolgreichen Initiativen und Projekte an entscheidenden Punkten Ähnlichkeiten aufweisen. So bilden schließlich diese allgemeinen Regeln das Zentrum dieser Arbeit.

Ein Beispiel für solche Ähnlichkeiten ist etwa die überall vorzufindende positive Grundhaltung aller aktiven Akteure. Fröhlichkeit, Lockerheit, Gelassenheit und auch Begeisterung waren überall geradezu greifbar. So konnte die Begeisterung überspringen. Wie die Wellen, die ein in einen See geworfener Kieselstein erzeugt, weitet sich Begeisterung langsam aus und breitet sich im besten Fall über eine ganze Stadt aus. Begeisterung ist ansteckend und erzeugt weitere Begeisterung.

Ein weiterer Punkt war die Art, wie voneinander gesprochen wird. Es heißt, dass man Menschen an ihren Handlungen erkennt. Man erkennt sie auch daran, wie sie von anderen – oder von sich selbst – sprechen.

Das ist ein wesentlicher Indikator für die Grundhaltung von Menschen. Wenn Menschen aus solchen Initiativen und Gemeinden erzählen, sprechen sie sehr viel von den Ideen, die andere in ihrer Umgebung hatten. Sie loben, bewundern und anerkennen die Leistung anderer und stellen diese ins Zentrum ihrer Berichte. „Wir“ ist ein häufig zu vernehmendes Wort, „Ich“ ist hingegen nur selten zu vernehmen. Denn es geht ihnen nicht um sich selbst, sondern um die Gemeinschaft.

Dieses Buch will Mut machen und zeigen, dass die ‚Mission Impossible‘ doch möglich ist. Wenn es Sie, geschätzter Leser, auf die eine oder andere Idee bringt oder Ihren Mut stärkt, selbst eine Initiative ins Leben zu rufen, oder dabei hilft, die nötige Geduld und Kraft aufzubringen, um Schwierigkeiten, die sich unterwegs ergeben, durchzutauchen, dann wäre die Aufgabe dieser Arbeit erfüllt.

Aus: Michael Vogler, Stadtleben [Arbeitstitel], Edition Konturen, Wien–Hamburg 2024.

„Und nichts als die Wahrheit?“

Marie Jahoda

Eher beiläufig griff ich, um im Zug nach London etwas zu lesen zu haben, zu Virginia Woolfs Erinnerungen, und es wurde eine folgenreiche Offenbarung. Ich hatte fast vergessen, wie schön und wie bildkräftig ihre Sprache ist. Die Folge: Nach langem Hin und Her habe ich mich endlich doch entschlossen, einige meiner eigenen Erinnerungen zu Papier zu bringen. Begonnen hatte dieses Hin und Her im Jahr 1977, also vor 15 Jahren an meinem 70. Geburtstag, als Freunde mir nahelegten, eine Autobiografie zu schreiben und zu veröffentlichen.

Das Verlockende daran: Im Alter, wenn die Vergangenheit so lang, die Zukunft unbekannt kurz ist und die Gegenwart immer leerer wird an Freunden, Arbeit, Verantwortungen und Freuden, bietet die Beschäftigung mit der Vergangenheit einen gewissen Ausgleich für diese Defizite. Schreiben ist ein großer Teil und eine der größten Befriedigungen meines Arbeitslebens gewesen. Dass ich beruflich noch irgendetwas Nennenswertes zu sagen hätte, traue ich mir nicht mehr zu, aber ganz ohne Schreibprojekt fühle ich mich

wie im Entzug. Warum also nicht das eine Thema nehmen, in dem ich gewissermaßen Expertin bin und sicher glaubwürdiger als irgendjemand sonst, und ein Projekt daraus machen?

Die Gegenargumente: Ich bin die Schlechteste nicht. Aber ich bin auch nicht so größenwahnsinnig anzunehmen, alles, was ich gemacht habe, wäre für Fremde interessant. Und auch weniger selbstkritisch betrachtet, ist meine Erinnerung kaleidoskopisch, unzuverlässig bei Datierungen und durchaus nicht wohlgeordnet. Ein Leben in drei verschiedenen Weltteilen hat den Verlust von Dokumenten, Tagebüchern und Briefen mit sich gebracht. (Selbst in meinem offiziellen Lebenslauf sind manche Daten nur Vermutungen, insbesondere was meine Aktivitäten in Österreich angeht.) Und ich bin nicht Virginia Woolf, bei der noch die winzigsten Erinnerungen an St. Ives bleibenden dichterischen Wert haben. Handfeste Gründe also gegen eine Autobiografie.

In diesem Dilemma kam mir Virginia Woolf zu Hilfe. Ihre Erinnerungen wurden etwa 20 Jahre nach ihrem Tod veröffentlicht; sie schrieb sie nicht, um sie zu veröffentlichen, sondern für ihren Neffen Julian, der mehr über die Kindheit seiner Mutter wissen wollte. Ganz frei mischte sie Vergangenheit und Gegenwart, kümmerte sich nicht

um Chronologie oder Daten, schrieb aus Lust am Schreiben und zur Erholung von ihren anderen Arbeiten. Und so will ich es auch halten. Werde ich die Wahrheit sagen, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit? Ich werde nicht lügen, fühle mich aber auch nicht verpflichtet, die ganze Wahrheit zu sagen. ‚Und nichts als die Wahrheit‘ – wer könnte dafür schon einstehen? Rekonstruktionen enthalten immer auch ‚Erfundenes‘ oder vielmehr Interpretationen im Lichte späterer Erfahrungen. (...)

Meine erste Stelle in den Vereinigten Staaten bekam ich 1945 als Forschungsassistentin bei Horkheimer in der Forschungsabteilung des American Jewish Committee (AJC). Dessen Aufgabe war die Untersuchung des Antisemitismus und anderer Vorurteile. Der American Jewish Congress (im Gegensatz zum Committee zionistisch) hatte parallel dazu ebenfalls eine Forschungsabteilung, und beide Gruppen trafen sich regelmäßig. Dort begann meine Freundschaft mit Stuart Cook,<sup>1</sup> die bis zu seinem Tode 1993 andauerte.

Die Arbeit war befriedigend und frustrierend zugleich. Befriedigend wegen des Themas, weil ich

1 Stuart W. Cook (1913–1993), Sozialpsychologe an der New York University und an der University of Colorado, bekannt für seine Forschungen zu gesellschaftlichen Auswirkungen von Rassismus und religiösen Fundamentalismus.

viel lernte und weil ich sympathische und gleichgesinnte Kollegen hatte; frustrierend, weil Horkheimer an die Spitze der Forschungsabteilung einen unmöglichen Kerl gesetzt hatte, der seine unbestrittene Intelligenz und seine Position dazu ausnutzte, den Boss zu spielen und ein halbes Dutzend Wissenschaftler als seine Untergebenen zu behandeln. Er war äußerst eifersüchtig auf meine Beziehung zu Stuart und auf Stuarts Beziehung zu Kurt Lewin, dem damals führenden Sozialpsychologen in den Staaten. Nach drei Jahren hielt ich es nicht mehr aus. Mit Unterstützung meiner Kollegen schrieb ich einen Vermerk für den Vorstand des American Jewish Committee, des AJC, in dem ich anhand von Beispielen seine Einmischung in die Forschung und seine Versuche zur Demütigung der Mitarbeiter dokumentierte. Horkheimer, der eine Störung seiner Beziehungen zum AJC fürchtete, stellte sich hinter seinen Schützling. Da politische Eifersüchteleien zwischen den beiden größten jüdischen Organisationen ins Spiel kamen, musste ein Skandal vermieden werden, und der Urteilsspruch lautete: Wir sollten Frieden schließen. Also kündigte ich. Die Lehre: Wer die Macht hat, gewinnt meist. Aber der Kampf war gut und anregend. 20 Jahre früher hatte ich ein Gedicht mit den folgenden Zeilen geschrieben:

*Im Vollgeföhle meiner stolzen Kraft,  
die sich allein im Kampf bewährt,  
wird jedes Hemmnis mir zur Leidenschaft,  
das meinen Siegeszug durchquert.*

Jetzt, über 60 Jahre später, sitze ich hier und staune über das arrogante Selbstvertrauen der Jugend. Diese ganze Zeit habe ich gebraucht, um zu lernen, dass es Unrecht und Übel im Leben gibt, die man nicht bekämpfen, die man nur hinnehmen kann. Mancher lernt langsam.

Aber die drei Jahre beim AJC hatten auch ihre guten Seiten. Ich fand den Überschwang und die Intensität des amerikanischen Lebens bei der Arbeit wie beim Spiel sehr anregend. Und das Hinweggehen über die Entfernungen in diesem riesigen Land. Horkheimer schickte mich zweimal nach San Francisco – Schlafwagen, zwei Nächte und ein Tag –, damit ich bei meiner Rückkehr Bericht über den langsamen Fortgang von *The Authoritarian Personality* erstatten konnte, des bedeutendsten und berühmtesten Forschungsprojekts des AJC. Ich reiste im ganzen Land herum, um Vorträge zu halten, an Seminaren und Kongressen teilzunehmen, lernte viele Menschen kennen, meist, aber nicht immer Psychologen. Im Sommer gab es den Jones' Beach

und im Winter Skilaufen, und jede Menge Familie und Freunde.

Und dann gab es natürlich Lotte.<sup>2</sup> Ich hatte schließlich ein Apartment in New York gemietet und ihr ein Zimmer eingerichtet, dessen hervorstechendste Merkmale eine Renoir-Reproduktion und ein weißer Teppich waren (verrückt bei dem New Yorker Schmutz, aber es sah wunderschön aus). Das einzige Problem: unausrottbare Kakerlaken.

Ich denke, sie hat lange gebraucht, bis sie mich ganz akzeptieren konnte. Aber nach und nach kamen wir uns näher. Ihre Freunde mochten mich, was eine Hilfe war und mich freute. Besonders die Swarthmore-Clique. Acht von ihnen tauchten einmal an einem unvergesslichen Silvesterabend um elf Uhr unerwartet in der Wohnung auf, nass, hungrig und müde. Drei Tage zuvor waren sie in zwei Autos zu einer Woche Skilaufen nach New England aufgebrochen. Schwere Regenfälle hatten jede Hoffnung auf Skilaufen davongespült, also waren sie durch gefährliche Überschwemmungen

2 Lotte ist Lotte Baily, die 1930 geborene Tochter Marie Jahodas. Jahoda wurde 1937 wegen Unterstützung des illegalen politischen Widerstands gegen die austrofaschistische Diktatur des Landes verwiesen. Daraufhin ging Lotte mit dem Vater Paul Lazarsfeld nach New York. Sie ist Sozialpsychologin in Boston und emeritierte Professorin am Massachusetts Institute of Technology (MIT), Sloan School of Management.

zurückgefahren, eines ihrer Autos, das liegengelassen war, im Schlepptau. Wir feierten Neujahr mit heißer Schokolade. Erst nach zwei Stunden Ausgelassenheit und haarkleinen Erzählens von der Skireise vom ‚letzten Jahr‘ übermannte sie die Erschöpfung; sie schliefen gut und lange auf dem weißen Teppich.

Ich habe über das Zurückblicken nachgedacht. Für Historiker ist es ein gefährliches Unterfangen. Was geschah mit Lots Frau, als sie sich umdrehte? Sah sie all die falschen Entscheidungen, die sie getroffen hatte? All die versäumten Gelegenheiten? Und Orpheus? Ich habe nie verstanden, warum er so grausam bestraft wurde, nur weil er sich umblickte. Was mag er gesehen haben? Vielleicht dass er ein schlechter Ehemann gewesen war, dass Eurydike nicht gerne mitkam, dass Liebe nicht genügt? Oder bedeutet es, dass es immer tödlich ist, wenn man sich umblickt, während man einen Entschluss ausführt? Ich weiß es nicht.

Wenn ich lese, was ich bis jetzt geschrieben habe, wird mir eine weitere Gefahr bei meinem persönlichen Rückblick bewusst: Er liest sich, als hätte immer alles so sein müssen, wie es war. Offenbar gibt es da so etwas wie einen Wunsch (der mir vorher gar nicht bewusst war), meinem Leben einen kohärenten, sinnvollen Ablauf zu

geben. Als hätte ich immer gewusst, welche der notwendig begrenzten Handlungsmöglichkeiten, die ich angesichts der politischen Verhältnisse und Ereignisse überhaupt hatte, die richtige war; als hätte es nicht Punkte gegeben, an denen wichtige Entscheidungen gefällt werden mussten, mit allen Qualen des Nichtwissens. Und doch gab es sie, und jede einzelne von ihnen hätte meinem Leben einen radikal anderen Verlauf, ein vollkommen anderes Gesicht geben können. Jedes dieser möglichen, aber verworfenen Leben hätte im Rückblick genauso natürlich und folgerichtig ausgesehen wie das tatsächlich gelebte; und in der Vorausschau genauso ungewiss, riskant und ungerichtet. Ich will damit nur sagen, dass Rückschau leichter ist als Vorausschau und dass alle Entscheidungen unvermeidlich getroffen werden, ohne dass man ihre Folgen kennt.

Es erstaunt mich zu sehen, wieviel von meinem bewegten Leben durch Glück, Zufall oder Notwendigkeit bedingt war, wie wenig durch rationale Entscheidung. Dabei gab es durchaus Punkte, an denen äußerst wichtige Entscheidungen fielen. Einer kam früh, als ich gerade mit der Schule fertig war. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie ich erfuhr, dass der Filmregisseur Pabst jemanden suchte, der seiner sechsjährigen Tochter Lesen und

Schreiben beibringen sollte, während er in Sumatra drehte. Ich ging zu einem Vorstellungsgespräch und bekam die Stelle angeboten, sagte aber, ich müsste mich erst mit meiner Familie beraten, ehe ich zusagen könnte. Das Abenteuer reizte mich. Ich las über Sumatra nach, entdeckte, dass es der einzige Ort auf der Welt war, wo es noch weiße Elefanten gab, was den Reiz noch erhöhte. Mein Vater, der ohnehin für eine geografische Trennung von Paul<sup>3</sup> war, hatte nichts dagegen und meinte, mit dem Studium könnte ich auch ein Jahr später anfangen. Zwei Wochen lang war ich zwischen den beiden hin- und hergerissen. Am Ende gewann Paul. Aber man stelle sich vor, er hätte nicht gewonnen! Ich wäre womöglich der Welt des Films verfallen, wäre in Hollywood gelandet, es hätte vielleicht keine Lotte gegeben – mich schaudert jetzt noch, wenn ich an mein Zögern denke.

Zwei oder drei Jahre später steckte ich tief im Elend. Damals hielt ich nach außen hin die Fassade aufrecht, war aber furchtbar unglücklich und immer noch unfähig, mit irgendjemandem darüber zu reden. Wie tief meine Depression ging, wurde mir durch den peinlichsten Vorfall meines Lebens

3 Gemeint ist Paul Lazarsfeld (1901–1976). Jahoda war mit ihm von 1927–1934 verheiratet, die beiden lebten aber bereits ab 1931 getrennt.

schlagartig klar. Ich saß allein in einem Kaffeehaus und brütete vor mich hin. Als ich gehen musste, hörte ich meine eigene Stimme laut und deutlich rufen: „Bitte sterben“ statt „Bitte zahlen“. Vor Scham ging mein unbewusster Wunsch fast in Erfüllung, aber ich überlebte. Es steckte ja auch mehr dahinter als nur Scham, und ich beschloss, dass ich herausfinden musste, ob ich wirklich sterben wollte. Ich wusste, dass ich ein paar Stunden ganz für mich allein brauchte, weg von daheim, irgendwo, wo keine Gefahr bestand, ein bekanntes Gesicht zu sehen – in Wien nicht gerade leicht, in dieser Hinsicht war man nicht einmal im Wienerwald sicher. Ich wählte die Freudenau, die Wiener Rennbahn, wo, wie ich annahm, kein Sozialdemokrat, der auf sich hielt, jemals hingehen würde. Während ich hinter den Boxen herumwanderte, entschied ich, dass ich nicht sterben wollte. Aus dieser Erfahrung erwuchs der Plan für ein Jahr Paris. Ende gut!

Aus: Marie Jahoda, Rekonstruktionen, hrsg. Johann Bacher, Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler, Edition Konturen, Wien–Hamburg 2024.

Der Band enthält die autobiografischen Aufzeichnungen Marie Jahodas, einen Essay der Tochter Lotte Bailyn über die Besonderheiten der Lebensentwürfe der Frauengenerationen ihrer Familie, darunter auch ihrer Mutter Marie Jahoda, sowie ausführliche historisch-kritische Kommentare der Herausgeberin und der Herausgeber.

